

EINE SKIZZE ZUM FÜHLEN IN HÖLDERLINS WERK (ODER DER „GOTT IN UNS“ UND DIE BERÜHRUNG)

Csaba Szabó

Semantik und Bedeutungsentwicklung des Wortes „fühlen“ führt in die Sache ein, um die es hier gehen soll. Die Duden-Etymologie sagt zu früheren Ausprägungen des Worts: „Seine Grundbedeutung ist wohl ‚tasten‘“¹ In Hölderlins Zeit musste diese Grundbedeutung von „fühlen“ und „Gefühl“ noch stärker als heute gegenwärtig sein.

„Fühlen ist im Allgemeinen problematisch“², sagt der ungarische Dichter György Petri; nicht weniger problematisch kann aber auch das Wort „fühlen“ sein. Es kann ja Vielfältiges bedeuten: Emotion, Sensibilität als fünfter Sinn, haptische, taktile Wahrnehmung, Ahnung, Intuition, oder Sinn für etwas. Diese Vielfalt ändert aber daran nichts, dass das Wort „fühlen“ in bestimmten Texten und Kontexten mehrere seiner voneinander nicht unabhängigen Bedeutungen oft genug mitbringt oder miterklingen lässt. So auch in Hölderlins Texten. – Ich versuche, wie flüchtig auch immer, zu zeigen, dass das Wort „fühlen“, das bei Hölderlin sowohl in theoretischen als auch dichterischen Texten fast unscheinbar, aber oft und auf eine bedeutende Weise vorkommt, mit dessen Grundbedeutung, nämlich „tasten, befühlen“, in Berührung bleibt. Entlang der Entfaltung der Frage nach solch einer Berührung muss deutlich werden, was an ihr liegen kann.

Dass Intensität und Tragweite von Hölderlins Dichtung nicht im unbestimmt Sentimentalen flattert, wissen nicht nur Hölderlin-Forscher, sondern jeder, der seine Werke liest. Das Bewusstsein aber, dass sein Gesamtwerk höchste philosophische Einsätze in sich birgt, muss viel dazu beigetragen haben, dass nach dem Fühlen bei Hölderlin kaum gefragt wurde, oder es, das Fühlen und Hölderlins emphatische Rede von Fühlbarkeit³, im Horizont der idealistischen Be-

¹ Duden „Etymologie“. Mannheim/Wien/Zürich: Dudenverlag 1989, S. 209.

² Petri György: *Versei*. Budapest: Szépirodalmi 1991, S. 294.

³ So vor allem im poetologischen Entwurf *Wenn der Dichter einmal des Geistes mächtig...* Im Zusammenhang mit der Rede von „fühlbar und gefühlt werden“ kommt im Entwurf auch das Wort „Berührungspunkt“ vor (S. 78); das dürfte andeuten, welche semantische Ausrichtung oder -strahlung das Wort „fühlen“ bei Hölderlin hat. In: Friedrich Hölderlin: *Sämtliche Werke und Briefe*. Band II. Hg. von Michael Knaupp. München: Hanser 1992, S. 77–100. (Im Weiteren werden Hölderlin-Zitate nach dieser Ausgabe auf folgende Weise angegeben: Knaupp, Zahl des Bandes, Seitenzahl.)

wusstseinsphilosophie begriffen und interpretiert wurde; das geschah freilich bei weitem nicht unrecht, aber vielleicht zu einseitig. Lässt sich ein anderes, weniger idealistisches Gewicht des Fühlens in Hölderlins Œuvre aufspüren?

„Sich aber nicht zu fühlen, ist der Tod“⁴ – heißt es an einer Stelle der metrischen Fassung von *Hyperion*. Dieses Fragment wird ganz präzise im Kontext der idealistischen Philosophie Fichtes interpretiert⁵; so erscheint das Wort „Gefühl“ als Synonym von Bewusstsein, und das legt uns ja der Hölderlinsche Kontext der zitierten Fassung selbst nahe. Die aphoristische Formulierung – „Sich aber nicht zu fühlen, ist der Tod“ – mahnt aber auch an anderes; sie erinnert nämlich unter anderem und vor allem auch an Aristoteles, an die Stelle in seinem Werk *Über die Seele*, wo es um den Tastsinn geht und Aristoteles behauptet, „daß nur beim Verlust dieses Sinnes die Lebewesen sterben müssen.“⁶

Die Bedeutungen des Worts „fühlen“ berühren sich miteinander; und dies kann die Aufmerksamkeit auf das zentrale, alles tragende Moment der Wahrnehmung des Tastsinns und aller anderen Sinne lenken: nämlich auf das Berühren, und das *Sich*-berühren. – Was heißt berühren, und sich berühren? Und wie genau hängt das mit Fühlen und Gefühlen zusammen? Diese Fragen dürften den Kern von Hölderlins Dichtung treffen.⁷ –

Als Ausgangspunkt der folgenden Skizze soll ein Text dienen, der einer der wenigen erhaltenen Briefe Hölderlins an die Geliebte Susette Gontard ist. Es ist ein Briefentwurf an die ferne Geliebte, mit der Briefe zu wechseln die vielleicht einzige Möglichkeit eines weltlichen, sinnlichen Kontakts blieb. Im Brief geht es ums Fühlen – meine These ist zumindest dies: der Brief an Susette Gontard ist eine einzige eigentümliche Diskussion des Fühlens. In ihm spricht kein Verträumter, sondern einer, der ganz in der politischen und sozialen Wirklichkeit seiner Zeit steht. Der Brief lautet:

Täglich muß ich die verschwundene Gottheit wieder rufen. Wenn ich an große Männer denke, in großen Zeiten, wie sie, ein heilig Feuer, um sich griffen, und alles Todte, Hölzerne, das Stroh der Welt in Flamme verwandelten, die mit ihnen aufflog zum Himmel, und dann an mich, wie ich oft, ein glimmend Lämpchen, umhergehe, und betteln möchte um einen Tropfen Öl, um eine Weile noch die Nacht hindurch zu scheinen - siehe! da geht ein wunderbarer Schauer mir durch alle Glieder, und leise ruf ich mir das Schreckenswort zu: lebendig Todter!

⁴ *Hyperion* □ *Metrische Fassung* □, Knaupp I, 519.

⁵ So z. B. von Gaier; s. Ulrich Gaier: *Hölderlin. Eine Einleitung*. Tübingen und Basel: Francke 1993, S. 129ff.

⁶ Aristoteles: *Über die Seele*. Übersetzt von Willy Theiler. Akademie Verlag 2006, S. 69.

⁷ Siehe dazu Jean-Luc Nancy's Studie *Kalkül des Dichters nach Hölderlins Maß*. Aus dem Französischen von G. Febel und J. Lequeil. Stuttgart: Lequeil 1997; vor allem S. 22ff. Welche Rolle spielt in Nancy's Denken die Begegnung mit Hölderlins Werk? – Über Nancy als Denker des (Sich-)Berührens siehe Jacques Derridas Buch *Le toucher, Jean-Luc Nancy* (Paris: Galilée 2000).

Weist Du, woran es liegt, die Menschen fürchten sich voreinander, daß der Genius des einen den andern verzehre, und darum gönnen sie sich wohl Speise und Trank, aber nichts, was die Seele nährt, und können es nicht leiden, wenn etwas, was sie sagen und thun, im andern einmal geistig aufgefaßt, in Flamme verwandelt wird. Die Thörigen! Wie wenn irgend etwas, was die Menschen einander sagen könnten, mehr wäre, als Brennholz, das erst, wenn es vom geistigen Feuer ergriffen wird, wieder zu Feuer wird, so wie es aus Leben und Feuer hervorgieng. Und gönnen sie die Nahrung nur gegenseitig einander, so leben und leuchten ja beide, und keiner verzehrt den andern.

Erinnerst Du Dich unserer ungestörten Stunden, wo wir und wir nur um einander waren? Das war Triumph! beede so frei und stolz und wach und blühend und glänzend an Seel und Herz und Auge und Angesicht, und beede so in himmlischem Frieden neben einander! Ich hab' es damals schon geahndet und gesagt: man könnte wohl die Welt durchwandern und fände es schwerlich wieder so. Und täglich fühl ich das ernster.

Gestern nachmittag kam Morbek zu mir aufs Zimmer. »Die Franzosen sind schon wieder in Italien geschlagen«, sagt' er. »Wenns nur gut mit uns steht, sagt' ich ihm, so steht es schon gut in der Welt«, und er fiel mir um den Hals, und wir küßten uns die tiefbewegte freudige Seele auf die Lippen und unsre weinenden Augen begegneten sich. Dann gieng er. Solche Augenblicke hab' ich doch noch. Aber kann das eine Welt ersezzen? Und das ists, was meine Treue ewig macht. [...]⁸

Diesen Brief und die in Verbindung mit ihm zu berührenden Gedichte kann man ohne Schwierigkeit in der Tradition der modernen Innerlichkeit und einer entsprechenden Liebesauffassung verorten. Aber so leicht kann man der Sache nicht ledig werden; vielmehr wäre zu bedenken, dass und wie Hölderlins Konzept vom Fühlen den Rahmen dieser Tradition der Innerlichkeit sprengt.⁹ Worum geht es in diesem Liebesbrief? Im Grunde um das Fühlen; im ersten Absatz um den *Fehl des Fühlens* und Sich-Fühlens; so kulminiert er (ganz im Sinne des Satzes „Sich aber nicht zu fühlen, ist der Tod“) in einem für die Moderne charakteristischen Gefühl und dessen Figur: „lebendig Todter“. Wie hängt aber damit der zweite Absatz, die Rede von *Furcht* zusammen? Wie besteht ein wesentlicher Zusammenhang zwischen Fühlen und Furcht? Vielleicht von der Berührung her – und so wäre es als ein Zusammenhang zwischen Berührung und Berührungsfurcht zu fassen. Im dritten Absatz erinnert Hölderlin (sich nicht anders als die Geliebte) an das gemeinsame Fühlen in der Liebe und schließt mit dem Satz vom Fühlen, des Fehls: „Und täglich fühl ich das ernster.“ Der letzte Absatz scheint auf den ersten Blick nicht mehr damit zusammenzuhängen: gera-

⁸ Knaupp II, 779f.

⁹ Das ist die Tradition der Ablösung der Gefühle vom Körper und ihrer Deutung als nur seelische Phänomene. Vgl. Hartmut Böhme: *Gefühle*. In: Wulf, Christoph (Hg.): *Vom Menschen. Handbuch der Historischen Anthropologie*. München 1996, S. 525–548. (<http://www.culture.huberlin.de/hb/static/archiv/volltexte/texte/gefuehl.html>)

de hier erscheint aber das, was gleichsam als Schlüssel zum Ganzen zu betrachten ist, nämlich die Berührung: „wir küßten uns die tiefbewegte freudige Seele auf die Lippen“, heißt es. Der Kontakt zwischen Seele und Lippe, das Sich-Fühlen der einen Seele zwischen Lippen und Lippen. –

„Täglich“, so das erste Wort des Briefes, täglich wieder, also heute auch, jetzt, wo ich dies schreibe. *Täglich muß ich die verschwundene Gottheit wieder rufen*. Warum? Wohl um leben zu können, um zu überleben. *Täglich muß ich* – und es wirft dann das Echo: *täglich fühl ich das ernster*. Das Gefühl sei also erstens ganz deutlich eine tägliche, alltägliche Sache, eine Sache des Alltags – es ist wie unser tägliches Brot, tägliche Nahrung, von der der zweite Absatz handelt (wobei daran zu erinnern ist, dass die Nahrung, das Essen – „Verzehren“, mit dem Wort des Briefes – ein ausgezeichneter Fall der tastsinnlichen Wahrnehmung ist). Ohne ein tägliches Fühlen gibt es also kein Leben. Das Wort „täglich“ macht in diesem Brief die von Aristoteles entdeckte Koextensität von Leben und Gefühlssinn deutlich, dass nämlich das Lebewesen ohne Gefühlssinn sterben muss. – Nicht umsonst beginnt auch die Elegie *Menons Klage um Diotima* mit demselben Wort:

Täglich geh' ich heraus und such' ein Anderes immer [...] ¹⁰

Dieses tägliche Herausgehen dessen, dem die Geliebte fehlt, ist die Suche des im Wechsel von Zuviel und Zuwenig zerrissenen Gefühls nach etwas konkret Befühlbarem, das dem Gefühl das *Maß* wiedergeben könnte. In der Elegie wird der maßlose und mithin tödliche taktile Sinneseindruck durch das Bild des getroffenen Wildes veranschaulicht. (Das verwundete Tier ist ein Topos der verletzten Liebenden; in Hölderlins Gedicht erscheint es nicht als ein Requisit des Amor-Pfeiles, sondern in der höchsten Konkretion der taktilen Sinnlichkeit.) Hölderlin, der Dichter des Maßes¹¹, bleibt dabei wiederum in Übereinstimmung mit Aristoteles, der nicht nur die Koextensität von Befühlen und Leben behauptet, sondern zugleich auch, dass die allzu große, maßlose Intensität des taktilen Sinneseindrucks das Organ des Tastsinns und damit auch das Lebewesen zugrunde richtet.¹² Im Gedicht heißt es weiter unten: „so einsam fehlt jegliches Göttliche mir“ (V. 58). Ohne Befühlen und Fühlen kein Leben. Und ebenso gibt es nach Hölderlin kein Leben, wenn jegliches Göttliche fehlt. Wie ist es nun zu

¹⁰ Knaupp I, 291.

¹¹ S. dazu neben Heideggers berühmtem Essay („... *dichterisch wohnt der Mensch...*“). In: ders.: *Vorträge und Aufsätze*, Stuttgart: Neske 1994, S. 181–198.) das Buch von Nancy (Fussnote 7) und Peter Fenves: *Measure for Measure. Hölderlin and the Place of Philosophy*. In: *Philosophy today*. Winter 1993, S. 369–381.

¹² Aristoteles, *Über die Seele*, 435b. „[...] kann ohne den Tastsinn kein Lebewesen bestehen. Deshalb zerstört das Übermaß des Tastbaren nicht nur das Sinneswerkzeug, sondern auch das Lebewesen, weil es nur den Tastsinn notwendig hat.“ (s. Fußnote 6, S. 69f.)

verstehen, nämlich der gleiche und *gleich notwendige* Zusammenhang zwischen Leben und Sinn des Gefühls bzw. zwischen Leben und Göttlichem? Das ist die immense Kernfrage (vielleicht der ganzen Dichtung Hölderlins), die hier nicht beantwortet werden kann; unsere Skizze beschränkt sich auf einige Hinweise.

Das strenggenommen lebensnotwendige Gefühl oder Fühlen wird auch im ersten Satz des Briefes mit der Gottheit in Verbindung gebracht: allein das wiederholte Rufen der verschwundenen Gottheit scheint das Fühlen, das lebensnotwendige, zu erhalten. Im Weiteren wird aber im Brief nicht die Gottheit angerufen. Eben darum gilt, dass der Sprechakt des Rufens, hier aber genauer: der Akt des Briefschreibens, das als einzige Art des Kontakts mit der Geliebten übrigblieb, dieser Schreibakt selbst als eine Art des Fühlens zu begreifen ist. Damit ist aber auch deutlich, dass diese Gottheit der Gott der Liebe sei. Die ursprünglich stoische Vorstellung von einem „Gott in uns“ (deus internus oder deus in nobis¹³) ist in Hölderlins Texten vielbezüglich und vieldeutig gegenwärtig. In Hölderlins Dichtung wird der „Gott in uns“ *geföhlt*. So geschehe es in der Liebe – wie es in der zitierten Elegie heißt:

Ruhig lächelten wir, fühlten den eigenen Gott
Unter trautem Gespräch¹⁴

Das Gespräch gewährt und bewahrt also ein Fühlen. Wie ist es aber, wenn der Gott in uns, die Gottheit der Liebe „verschwunden“ ist? Sie ist verschwunden wie nach einer Berührung: der berührende Gott, der in unsrer – auch sprachlichen – Berührung wohnt, wird wieder unberührbar, zugleich will er aber auch berührt, geföhlt werden. (Bleibt er doch als verschwundener nicht nur anwesend, sondern er bewegt den ihn oder seinen Fehl Fühlenden zum Rufen.) Von dieser Paradoxie oder besser: Aporie des göttlichen Berührens spricht ein anderes Gedicht Hölderlins, unter dem Titel *Der Abschied*. Es beginnt:

Trennen wollten wir uns? wäñnten es gut und klug?
Da wirs thaten, warum schrökte, wie Mord, die That?
Ach! wir kennen uns wenig,
Denn es waltet ein Gott in uns.

Den verrathen? ach ihn, welcher uns alles erst,
Sinn und Leben erschuff, ihn, den beseelenden
Schutzgott unserer Liebe,
Diß, diß Eine vermag ich nicht.¹⁵

¹³ S. Jochen Schmidts Kommentar in: Friedrich Hölderlin, *Sämtliche Werke und Briefe*. Band I. Hg. von Jochen Schmidt. Frankfurt am Main 1992, S. 706.

¹⁴ Knaupp I, 292.

¹⁵ Knaupp I, 325f.

Genauer genommen erscheint hier der „Gott in uns“, der „Schutzgott unserer Liebe“ als einer, der nicht nur oder sogar weniger uns schützt, als vielmehr selber zu schützen ist – wohl auch vor uns selbst. Der Gott in uns, der „Schutzgott unserer Liebe“ schützt uns, die Liebenden – und wenn es so ist, dann muss es darum so sein, weil die Liebenden als Liebende sonst schutzlos sind, zugleich sind sie aber, gerade dank dem Schutzgott der Liebe, furchtlos. Schutzlos und zugleich furchtlos – das heißt: völlige Ausgesetztheit und mithin *Berührbarkeit*: so waltet das „gränzenlose“ „volle Maas“¹⁶ des Fühlens in der Liebe. So ist der Gott der Liebe die beseelende Mitte der *Fühlbarkeit eines Ganzen*. Er als Schutzgott bleibt aber selber schutzlos – und zwar nicht erst, weil dem Schützenden selbst immer eine eigentümliche Schutzlosigkeit eignet. Der Schutzgott der Liebe, „in uns“, als der Mittelpunkt der Seligkeit der Liebenden ist der unmittelbar nicht berührbare Punkt ihrer seligen Selbstgenügsamkeit und mithin ein Indifferenzpunkt des Fühlens: er *muss* gefühlt werden eben, weil er von selbst nichts fühlt. Die hier berührte abgründige Weisheit bringt Hölderlins großes Gedicht *Der Rhein* zur Sprache, indem es ausspricht, dass die seligsten, die Götter „nichts fühlen von selbst“, eben darum aber

Muß wohl, wenn solches zu sagen
Erlaubt ist, in der Götter Nahmen
Theilnehmend fühlen ein Andrer,
Den brauchen sie;¹⁷

Dieses von Göttern gebrauchte teilnehmende Fühlen geschieht nach Hölderlin im Sprechen, in der Rede. Es geht also nicht darum, dass die Dichtung ein Gefühlsausdruck sei, sondern um eine Dichtung, nach der das (dichtende) Sprechen selbst eine grundlegende Art des Fühlens ist.

Auch der Schutzgott, also der beseelende Mittelpunkt der Liebe kann von selbst nichts fühlen, und ihn als den Indifferenzpunkt des Fühlens kann allein die Sprache berühren, fühlen und fühlbar machen. Was sagt, wie spricht das Gedicht *Der Abschied*?

Trennen wollten wir uns? wähten es gut und klug?
Da wirs thaten, warum schrökte, wie Mord, die That?

Was geschah und was geschieht *in diesen Worten*? Was ist der Unterschied zwischen der früher getanen Trennung und dem Abschied in diesen Worten des Gedichts? – „wie Mord, die That“: Was wurde getötet, wurde es getötet, und wie? „wie Mord“: also getötet nicht, wohl aber tödlich getroffen, und zwar kein

¹⁶ Knaupp I, 516 (*Hyperion* [metrische Fassung]; eigentlich im selben Gedankengang, in dem der zitierte Satz „Sich aber nicht zu fühlen, ist der Tod“ zu lesen ist).

¹⁷ Knaupp I, 345.

anderer als der *eine* Gott der Liebe. Aber was hat den Schutzgott der Liebe verwundet? Die Trennung, was sonst – aber vielmehr, genauer: der Einklang von Wille und Tat, das kluge Einverständnis der Liebenden in diesem Einklang. Das Erschrecken vor der Tat tritt ja erst nachträglich auf. Verraten wird aber der Schutzgott der Liebe in diesem Einverständnis der Liebenden doch nicht. Denn der ihn tödlich treffende Einklang der Liebenden im Willen zur Trennung wird erst durch denselben Gott möglich. So offenbart sich, dass der Gott der Liebe schutzlos, weil furchtlos ist, ja dass er die Furchtlosigkeit selbst ist und sein muss, sonst gäbe es ihn und die Liebe gar nicht. Wenn es aber so ist, wo rührt der Wille zur Trennung her? Und wozu die Trennung? Wohl um einander zu schützen – nämlich vor einer Welt, in der die von außen kommende Ursache der Trennung liegen soll:

Aber anderen Fehl denket der Weltsinn sich,
Anderen ehernen Dienst übt er und anders Recht,
Und es listet die Seele
Tag für Tag der Gebrauch uns ab.

Wenn die Liebenden einander zu schützen haben, so wird damit eingestanden, dass der Gott der Liebe nicht mehr als Schutzgott walten kann: er schützt die Liebenden nicht mehr; und die Liebenden einander nur, indem sie ihn, den Schutzgott ihrer Liebe preisgeben und in der Preisgabe den preisgegebenen Mittelpunkt ihrer Liebe berühren. Diese Berührung vollzieht die Rede des Gedichts und in ihm als Berührung ereignet sich der Abschied, der anderes und mehr ist als die Trennung. Die Trennung, d.h. das Ende des leiblichen Kontakts der Liebenden, wird in der sprachlichen Berührung solcher Art zum Abschied verwandelt. Die bloße, sprachlose Trennung stünde im Zeichen einer neuen Unberührbarkeit, nämlich der Furcht. Der Abschied als einmalige sprachliche Wiederholung der Trennung kehrt gleichsam die trennende Furcht um: er fürchtet die Trennung nicht. Der Abschied bleibt furchtlos; er ist nicht eine Art Sublimierung der Trennung; sondern er setzt einen genauen Punkt in Raum und Zeit: diesen nennt das Gedicht „die Stelle des Abschieds“ – es ist ein *materieller sprachlich berührter Punkt* und so bleibt er berührbar. Im Abschied waltet keine Furcht – keine Furcht vor der Trennung noch vor einer Welt, in der die Furcht, nämlich die Berührungsfurcht und mithin die Trennung herrscht. So spricht das Gedicht von der Furcht:

Wohl! ich wußt' es zuvor. Seit die gewurzelte
Ungestalte, die Furcht Götter und Menschen trennt,
Muß, mit Blut sie zu sühnen,
Muß der Liebenden Herz vergehn.

Das Gedicht als Abschiednehmen sucht aber gerade dem hier beschworenen sühnenden Opfer zu entgehen – indem es ein einziger Versuch bleibt, die Wunde des getroffenen Schutzgottes der Liebe zu berühren. Keine Furcht, aber auch kein Opfer. Darum heißt es im Gedicht: „unser der Abschied sei“ (V. 20): So schutzlos die Liebenden der Abschied wieder macht, so furchtlos bleibt aber, der Abschied nimmt und auf solche Weise immer noch Teil nimmt und als Teilnehmender fühlt, in Berührung bleibt – selbst wenn es nur noch eine Berührung mit dem fast unerinnerbaren Berührungspunkt ist. Der Abschied, in dem die Sprache das Unberührbare berührt, trennt nicht, wie die Furcht, Menschen voneinander oder Menschen und Götter. Trennt er Leben und Tod? Auch das nicht, so scheint es. Mit ihm ereignet sich eher eine Art Abgeschiedenheit ohne Abgeschiedenheit, oder mit einem späteren Wort Hölderlins: „der Abschied der Zeit“¹⁸ geschieht „izt“ (V. 30) und „[h]ier“ (V. 31). Was sich in den folgenden Strophen entfaltet, scheint eine Zukunftsphantasie zu sein, es ist aber keine: da gibt es keinen Unterschied zwischen Gegenwart und Zukunft, zwischen „voriger Zeit“ und einem ‚Nach der Zeit‘, zwischen Zeit und Un-zeit; keinen zwischen Friedlichem und Fremdem, zwischen Seligen und Seligen, keinen zwischen Sprache und Außersprachlichem. Lauter Berührungspunkte statt einer raum-zeitlichen Kontinuität und eines gefühlten Ganzen.

und friedlich
Gleich den Seeligen, fremde gehn

Wir umher, ein Gespräch führet uns ab und auf,
Sinnend, zögernd, doch izt mahnt die Vergessenen
Hier die Stelle des Abschieds,
Es erwarmet ein Herz in uns,

Stauend seh ich dich an, Stimmen und süßen Sang,
Wie aus voriger Zeit hör' ich und Saitenspiel,
Und die Lilie duftet
Golden über dem Bach uns auf.

– Wenn wir dann kurz zum anfangs zitierten Brief zurückkehren, können wir bemerken, dass Hölderlin in ihm nicht einfach die Furcht beklagt. Es geht auch nicht bloß darum, dass er die Furcht etwa als den Grund der Entfremdung in der modernen Gesellschaft entdeckt und zugleich mit der Säkularisation und dem Verschwinden der göttlichen Sphäre in Verbindung setzt. Hölderlins Spürsinn geht weiter. Im Brief entdeckt er die Furcht als Berührungsfurcht, deren alles trennende Wirkung er überraschenderweise vor allem im Sprachgebrauch der Menschen wahrnimmt. Was er beschreibt, ist der unglückliche Glaube an die

¹⁸ Knaupp I, 419 (auf Seite 72 im *Homburger Folioheft*).

berechenbare Kommunikation und der Wille zu ihr. In solcher Kommunikation darf die Sprache nicht über ihren festgelegten Gebrauch hinausgehen und an etwas ganz Anderes rühren: das Wort wird nicht frei gebraucht, sondern vielmehr bloß *verzehrt* und *verbraucht* (und das scheint dem Brief nach eher Grund als Folge von politischer Unfreiheit im Lande zu sein). – Denn wenn die Sprache nicht auf eine berechnete Weise verzehrt wird, so scheinen die Menschen nach Hölderlin zu befürchten, dass sie selbst vom Wort des Anderen verzehrt werden, als ob es kannibalisch wäre.¹⁹ – Hölderlin diagnostiziert eine Furcht vor der Sprache des Anderen oder einer anderen Sprache, und zwar in einer Beschreibung, die auf die Berührungsfurcht deutet. Zwei Sachen rückt er also nebeneinander: ein verarmendes Sprachleben und die Verdrängung des Gefühls- oder Tastsinns, an welcher die abendländisch-christliche Kultur jahrtausendlang gearbeitet haben soll.²⁰ Zwei zentrale Probleme von heute: die wesentliche Verarmung und Gefährdung der Sprache im Zeitalter der Technik und die mögliche Rehabilitierung des Gefühls- oder Tastsinns mitten in einer technischen Welt, in der die Vorherrschaft der Visualität eine kulturelle Dominante zu bleiben scheint. Beides trifft das Schicksal unserer Kultur. Hölderlin gibt zu bedenken, dass beides – das Verhältnis zur Sprache (des Anderen) und die wahre Befreiung des Tastsinns und Fühlens – aufs engste zusammengehört und im Schnittpunkt von beiden die Frage nach der Berührung verborgen liegt.

¹⁹ „Guck’ nicht so viel hinein [nämlich in das Buch *Hyperion*], es ist kannibalisch“ – so lautet eine von C. T. Schwab überlieferte mündliche Äußerung Hölderlins (Knaupp III, 668).

²⁰ Vgl. Hartmut Böhme: Der Tastsinn im Gefüge der Sinne. In: Anthropologie. Hg. von Gunter Gebauer. Leipzig/ Stuttgart 1998, S. 214-225
(<http://www.culture.hu-berlin.de/hb/static/archiv/volltexte/texte/tasten.html>).